

Trotz Feuer und Tod

Autor(en): **Richli, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **54 (1913)**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1007963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werden soll, nach Verhältnis anderer Gebäude daraus unterstützt werde.

Die Angaben der Leute über den Wert ihrer Häuser wurden nach den periodischen Landsteuern geprüft. Auf 10 Gulden Brandschaden traf es 1 Gulden Entschädigung. Wer überdies für einen Neubau Anspruch auf die Wohltätigkeitssumme machen wollte, mußte innerhalb zwei Jahren genau nach den Plänen zu bauen anfangen, sonst ging dieser Anspruch verloren. Im Geheimen aber faßte man den Beschluß, die Frist nach Verlauf der zwei Jahre allenfalls wieder zu verlängern, es sollte aber geheim bleiben. Den Gülteninhabern auf

den verbrannten Häusern wurde jede Berechtigung zu einem Beitrag aberkannt.

Lieber Leser! Das sind einige Erinnerungen an jenen unglücklichen 17. März 1713. Aus der Asche des alten ist ein neues schönes Stans erblüht. Und jetzt nach 200 Jahren denkt man so wenig daran, welche schwere Zeiten damals unsere Vorfahren durchzumachen hatten. Man hört ja so häufig sagen: „In der guten alten Zeit haben's die Leute besser gehabt als wir.“ Wir haben gesehen, wie sie auch recht schwere Tage durchzumachen hatten. Daß unsere Vorfahren so mutig wieder an die Arbeit gingen, ist ein herrliches Zeugnis ihres kraftvollen Charakters.

A. L.

Troß Feuer und Tod.

Eine Novelle von Anna Nisli.

Im Rathaus in Stans spiegelte die Herbstsonne Purpur durch die alten Fenster. Ein Hauch von Leben zitterte durch das rieselnde Geflimmer. Es huschte über die Gewänder der starren Landammänner in den Bildern an den Wänden, es ruhte über den Häuptern derer, die da berieten in dem ernstesten, fast düstern Raume, es glitt über die Fäuste und Arme, die wie Keulen auf den Eichentischen lagen. Und ein stilles Leuchten wogte auch in den tiefliegenden Augen, wenn einer aufstand des Landes Wohl und Weh mit knappen, markigen Worten zu beleuchten.

Es ist der 4. des Herbstmonates 1798 und es sitzen da ihrer zehn, wie Eichen trutzig, zum Brechen, doch nie zum Beugen, bereit. Auf der Straße ruft jetzt der Altsäckelmeister Franz Kaiser dem Pfister Lussi aus der Mägelißgäß zu:

„Die tagen heut lang da droben! Aber bei Gott, bessere Männer hätt' ich keine gewußt für den Kriegsrat. — Nur wenn ich drinn wär, ich würde noch heute raten, gebt allen, was sie wollen, — freilich die Priester, die liefert man nicht aus, — aber macht Frieden, Frieden; denn sonst gibt es ein schwarzes Ende!“

Der Kornherr und Dorfvoigt schaut ihn streng an: „Wollt ihr auch zu den Patrioten? Es ist besser ein löblicher Krieg, als ein Friede, der von Gott trennt!“

Zingg fällt ein: „Und dann, ihr wißt es selbst, die Franzosen suchen und wollen den Krieg!“

Kaiser steckt die Pfeife in den Mund, wirbelt den Rauch in die Luft, schaut nachsinnend, fast düster gegen das Stanserhorn, langt an sein Käppi und sagt: „Gute Nacht! Hin und her reden läßt sich nicht mehr. Das Beste ist jetzt, wir halten zusammen — auf Leben und Tod!“

Droben im Rathaus aber sitzen die Mannen, wie sie gewählt worden am 28. August. Oben am Tisch, der mit den feinen, dünnen Lippen, der Präsident Remigius Bonbüren von Stans und Viktor Niederberger, des Rats, vom Lehnacher in Dallenwil, daneben der Ratsherr Joseph Maria Hermann von Obbürgen, der gelehrte Doktor Flüeler von Waltersberg ob der Brücke im Oberdorf, da am rechten Ecken, das untersekte Männlein, der Melchior Waser aus der Stegmatt bei Wolfenschießen und rechts daneben der Kaspar Nisi aus der Lohren bei Buochs, gerade und stolz am untern Ende der Würsch von Emmetten

der Müller Wagner von Ennetmoos, der lange Anton Murer aus dem Sassi in Beggenried und da, wie ein Felsstock mit einem Schneefirn sitzt der Älteste da, der 78 jährige Remigius Odermatt von Ennetbürgen.

„So hört denn, was wir allda verfaßt zu handen unserer Mitbrüder in Schwyz und Uri und anderer alter Bundgenossen.“ Der Präsident liest mit durchdringender, aber verhaltener Stimme:

„Brüder! Liebe, getreue, alte Eidgenossen! Einigkeit unserer Väter stiftete unsere Freiheit, versicherte unsere heilige, alleinseligmachende Religion und ihre Diener, Weib und Kinder, Eigentum und Vaterland. Uneinigkeit aber, oder Trennung brachte uns bereits um unsere durch das Blut unserer Väter so teuer erkaupte Freiheit. Liebe, getreue Brüder! Euere ältesten Bundesgenossen leiden Not und stehen in Gefahr, um die Diener der Religion zu kommen. Man hat diesen und allen, welche es mit Gott und dem Vaterlande redlich meinen, Mord und Tod geschworen und das gleiche Schicksal ist auch euch bereitet, wenn ihr nicht wachbar und tätig mit uns euern getreueren Brüdern stehen werdet, fürchtet euch nicht, vertrauet nur fest auf Gott, den Herrn, der Heerscharen, wie unsere frommen Väter, und stehet männlich für seine hl. Religion und das gemeinsame Vaterland, die man euch zu Grunde richten will.

Gewiß! Gott wird uns nicht verlassen. Wir stehen für die gerechte Sache, für seine Ehre, für das Heil unserer Seele und für das Seelenheil unserer Nachkömmlinge, die uns ewig fluchen würden, wenn wir alles so lieberlich verlassen sollten. Dieses, liebe Brüder! haben wir Euch, um Euer Heil und um unser Heil willen, in aller Aufrichtigkeit, die wahren Schweizern eigen ist, anzeigen wollen.

Brüder! seid unsere Brüder! Wir sind es auch, und wollen es immer, mit Gottes sicherem Beistande, fröhlich sein.

Der Präsident und
die Versammlung des Kriegsrats.“

„Brüder, seid unsere Brüder, wir sind es auch und wollen es immer mit Gottes sicherem Beistande fröhlich sein.“ — Wie ein hundertstimmiges Echo, weitergetragen von der alten massiven Holzverkleidung klingt es weiter bis an das offene Fenster und vom Lustchor aufgefangen, breitet sich dieser Klang über Dorf und Feld und

steigt an den Felsenhängen über Trift und Klust und Alp und senkt sich auf Nidwaldens Land wie ein Segen des Allmächtigen, der über kurz, — seht ihr die Rötten, die blutigen Wiesen und Bäche, die Feuerbrände, — getränkt wird mit der Lebenskraft des Volkes, damit auf ewige Zeiten das Werk jener Zeit besiegelt sei — im Glauben, — im Glauben! Und vom Stanserhorn, dem Bürgen, dem Pilatus, dem Buochserhorn singt und klingt es: „Amen, Amen!“

Die Männer aber in der getäferten Ratsstube, die sehen einstweilen nur die schwarzen Gewitterwolken und Dr. Flüeler meint:

„Die Bitte um Hilfstruppen wär wohl gut, doch wer soll den Botengang besorgen? Da wir die Männer doch im eigenen Lande brauchen?“

„Die Zeit drängt,“ hebt da der Ratsherr Risi von Buochs an. „Ich wär dafür eine Stafette zu schicken.“

Da hebt der Odermatt aus der Holzen aus Ennetbürgen sein silberumrahmtes Haupt, faßt die Stuhllehne und steht auf:

„Leider Gott, ihr wißt es selbst, ist ja im eigenen Land nicht alles Freund und Bruder. Ich rat euch, schickt die Bittschrift im Geheimen. Ueber die Berge gib'ts Wege nach Uri. Ein guter Käufer ist in einem Tag dort drüben. Und in Schwyz sucht den Pater Paul Styger auf. Der wird für uns wirken mehr als zehn Mann der unsern!“

„Ihr habt recht,“ antwortet der Präsident, „also laßt uns handeln!“

Da faßt Joseph Maria Hermann aus Obbürgen den Tisch und wuchtet auf. Er ist ein massiger, breitschulteriger Mann:

„Ja, so laßt uns handeln und darüber schweige das Protokoll. — Nach Uri und ins Oberland schickt Aelpler. Nach Schwyz aber trag die Bittschrift ein Knabe. Ich kenne einen. Verschwiegen wie ein alter Mann. Seid ihr einverstanden, geb ich ihm den Brief und mit Leib und Gut steh' ich für ihn, daß er noch vor dem Donnerstag in den Händen des Pater Paul Styger liegt!“

„Wie heißt der Junge?“

„Den Zoller Kaspar, mein ich, dem Höfli Anton von Obbürgen sein Sohn. Nie sah ich einen frömmern Buben und bei all seiner Kindlichkeit ist er gescheidt, wie einer, der vom Leben mitgenommen wurde. Zudem hat der ehrwürdige Pater Paul ihn aus der Taufe gehoben und beim

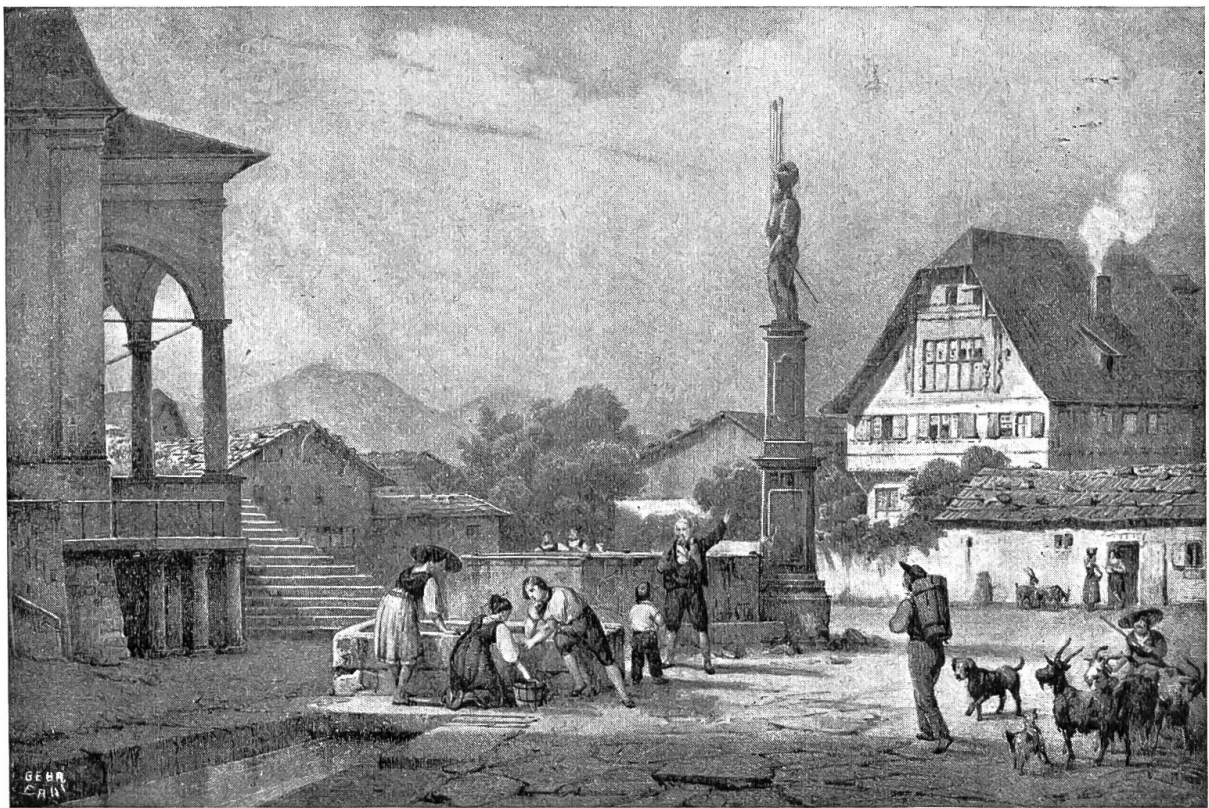
Taufschmaus gemeint: Was der Knab auch werd, laß uns alle gleichmütig, wenn er nur sein ganz Leben ein Streiter Christi ist! Er hat das Kind nimmer vergessen und sie kennen sich."

"Und wo ist jetzt der Junge? Es eilt!" drängt Murer von Beckenried.

"Der ist in Obbürgen, aber noch heut Abend, wenn die Sonne hinter den Pilatus gesunken, soll er mit dem Brief auf dem Wege sein. Ueber den See muß er so wie so in der Nacht! Seit ihr einverstanden, so nehm ich eines der Papiere zu handen?"

Kotten, die Wachtposten rings im Land, über Abgabe von Sold, Brot, Frucht und Fleisch. Als sie nun die massive Holzstiege hinunterstampfen mit sorgenschweren Gedanken und tiefgesenkten Häuptern, da trägt ein jeder eine Bürde mit sich, eine Aufgabe, die er noch vor der karg bemessenen Zeit der Ruhe zu erfüllen hat.

Ehe noch der letzte Mann vor der Eichentür steht, schreitet auch schon der Läufer des Kriegsrates, Leodigar Rotenfluo um die Ecke beim Spital, um dem wachhabenden Offizier zu melden, der Alois Businger aus dem Aecherli, ein Ver-



Stans um die Zeit des Ueberfalles.

Die Männer nicken mit den Köpfen. Der Schreiber Franz Joseph Gut reicht dem Rathsherr Hermann das gestiegelte Briefstück. Waser von Wolfenschießen verspricht für die Boten ins Oberland und nach Uri und nach Obwalden zu sorgen. Der Kriegsrat Johann Würsch wird befehligt auf Emmetten zu gehen, um mit dem Kirchmeier Xaver Würsch in Seelisberg hundert Mann Hilfstruppen zu verlangen.

Tomüde sind die zehn; denn wohl 8 Stunden haben sie getagt und ein schwer, zentnerschwer Stück Arbeit hinter sich, verhandelt über die

dächtiger, soll auf das Rathhaus geführt werden. Von 6 Wachen mit geladenen Gewehren sei er abzuholen. Dann muß er weiter zum Weibel nach Wolfenschießen, der sich noch in der Nacht nach Stans aufzumachen hat, um sich als Landweibel zur Bedienung des Kriegsrates einzufinden.

Auch Joseph Maria Hermann zieht über die Allmend dem Bürgenberg nach, verschwindet im Waldesdunkel und steigt an den dickstgeschützten Hängen auf unbetretenen Pfaden Obbürgen zu. Als er gegen die Steckmatt kommt, blinkt dort noch ein Kerzenlicht aus dem Hinterstübli.

„Kresenz,“ ruft er gedämpft, „ist der Reflerkasparr noch da?“

„Jerä! Mariä! Habt ihr mich erschreckt! Nein, er ist eingerückt in die 6. Rotte.“

Die Kresenz, ein 84-jährig Weiblein, streckt den Kopf hinaus. Sie hat nur noch Zahnstumpfen und das Gesichtchen voll Runzeln, wie Aepfel im Frühling, aber doch leuchtet noch wie eine Ahnung von Schönheit über die Häßlichkeit des Alters, als sie sagt:

„Gerade bet ich den Rosenkranz für ihn, und wenn er mir auch nimmer zurückkommt, bin ich doch getroßt. Wie er fort ist, da hat er gesagt: Mutter, das kannst sicher sein, den Eid, den ich geschworen, den halt ich und bis zum letzten Blutstropfen.“

„Frau, da könnt ihr stolz sein! Auf einen solchen! Und dann wollt ich euch noch sagen,“ der Mann räuspert sich und stockert mit seinem Stock in der Erde, — Angst einimpfen, will er der Alten nicht, aber warnen ist seine Pflicht, — „ich glaub', ihr tåtet gut, ihr kommt mit, — he, Kresenz, nur ruhig Blut, Gefahr ist da droben noch keine, aber gegen die Hametschwand hin, weiß ich eine Höhle, da schick ich auch die Frauen von Obbürgen hin, wenn's not tåt, und dann wårt ihr doch nicht so allein!“

„Herr Ratschherr, ihr meint's ja gut, aber wenn wir einmal so weit sind, daß die Schwarzen bis zu uns hinauf kommen, dann schützt wohl auch die Höhle nicht mehr und ich will lieber da sterben, wo ich gelebt, als wie ein Tier im Wald verenden.“ Der Ratschherr sieht, bei der ist nichts zu machen. Er stoßt einen leisen Seufzer aus und schreitet weiter.

Ein Käuzchen lockt in die Nacht hinaus. Im Gestrüpp raschelt's und auf der entgegengesetzten Seite schreit eines die Antwort. Unter seinen Füßen quitscht das Moos auf, regensatt und kühl. Die nebelumsponnenen Aeste schlagen dem mächtig steigenden Manne ins schweißtriefende Gesicht. Mit den Ellbogen bahut er sich den Weg, und hin und wieder huscht wie ein silbern Band ein Lichtstern durch die Kronen der Tannen und Eichen. Dann wieder schlafendes Dunkel. Und der Ratschherr keucht weiter.

Da lichtet sich der Wald. Wie Marmorstein leuchten die weißgetünchten Wände des Kapellchens von Obbürgen im Mondenschein. Das Tal dämmert und der Bach plätschert, wie ein Kindlein, das mit seinen Füßchen im Bade

patst, plätschert und raunt. Und die Hütten ringsum schlafen. Mit verschränkten Armen lehnt der Kriegsrat an einen alten Fichtenstamm und schaut über den Heimatgrund. Ueber das Höhenband wandelt wie ein lichter Geist — der Friede. Da seufzt der Mann tief auf. Wer weiß, wie bald schon die Männer, die diese Scholle bebauen, bluten im Kampf für ihrer Väter Religion und die Frauen und Kinder klagen um die gefallenen Ernährer. Er weiß von all denen da droben am besten, wie's drängt von allen Seiten und wie heiß und wild der Kampf wird. Aber es muß sein, denkt der Mann und schreitet tapfer aus. Bei der Kapelle zieht er sein Käppi. Er biegt aber nicht nach Norden, wo der Fürigenhof liegt, wo sein Sohn, der Leonz, wirtschaftet, sondern nach Osten. Denn zum Ratschherr Flüeler in der Wyden, seines Sohnes künftigem Schwiegervater, muß er noch. Der allein schläft nicht. Er sitzt auf der Bank vor seinem Haus:

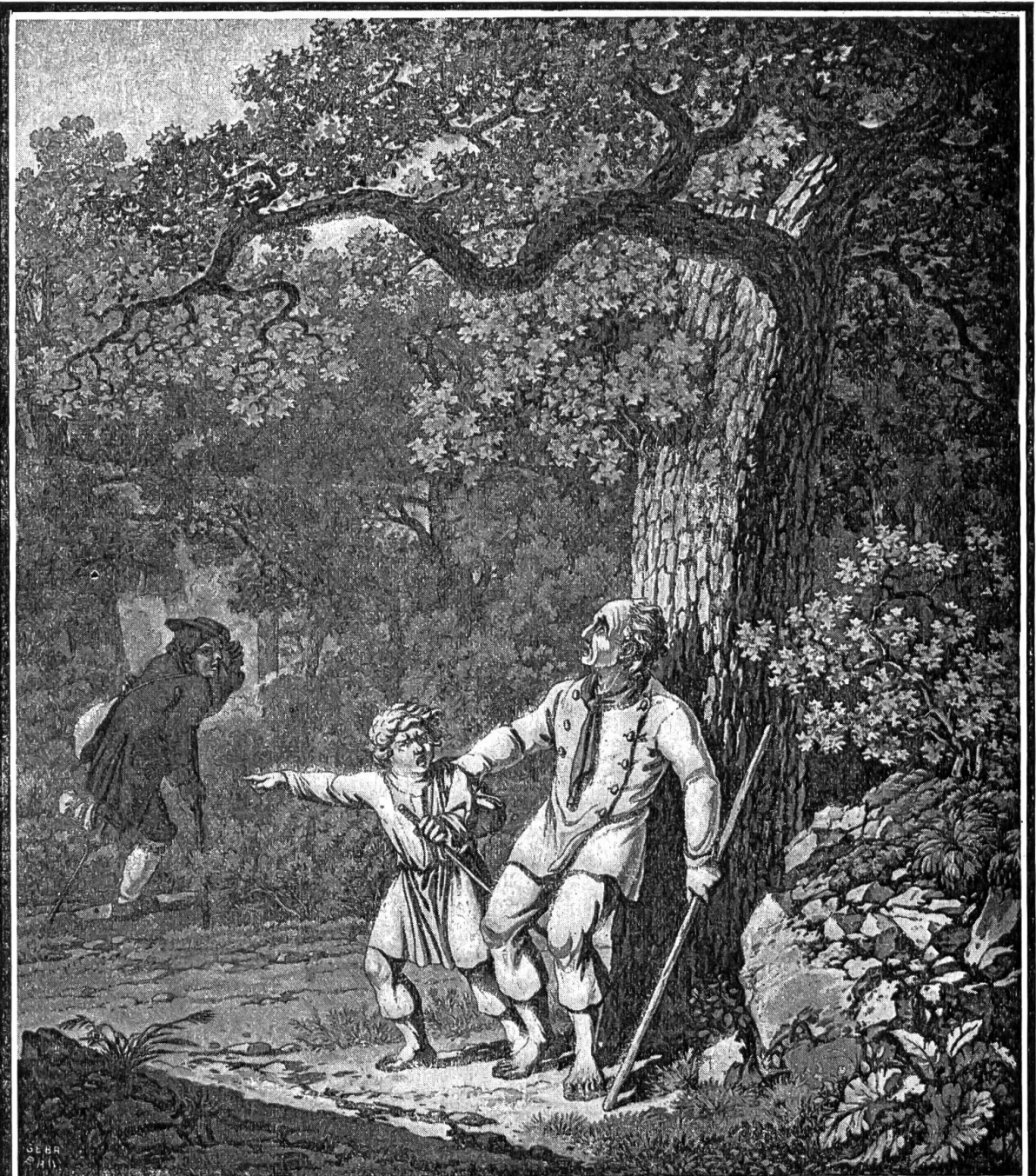
„Gott zum Gruß, Franz, ich bins, der Joseph Hermann“ ruft ihm der Nahende entgegen. Franz Flüeler ist eine knochensehnige Gestalt und trotz seiner 56 Jahre noch Feuerbergend wie ein junger Aelpler.

„Bekommt der Andacher Verstärkung nach Kehrsiten? Das ist für uns da droben das Wichtigste.“

„Ja, ein paar Mann werden abgehen. Mehr ist nicht möglich. — Und ihr da droben werdet vom Schild aus die Franzosenschiffe wohl verfolgen können. Ich muß heut Nacht wieder nach Stanz. Ihr seid ja ziemlich sicher. Da hab ich noch Geld von Stanzern und Kleinodien vom Altsteiner Barmettler, vom Zunftmeister Odermatt, weist dem Glaser, und vom Bildhauer Schilliger. Sind übrigens alle Päcklein angeschrieben. Da noch eins mit Dublonen vom Witwer Imboden. Sollst die Güte haben und sie im Stall oder im Pfrundhaus zu vergraben. Da droben ist auf jedenfall alles sicherer als drunten in Stanz, wo sie von Hergiswil her in ganzen Schwaden über Stanzstad vorrücken wollen, wie ein Patriot verlautet habe. Sei gefaßt, es bringt noch mancher sein Hab und Gut da droben in Sicherheit. — So und nun —“, er streicht sich mit den fleischigen Händen über seine beiden Oberschenkel, „nun hab ich fast alles ausgerichtet.“

„Gehst nicht heim und zu den Verwandten ins Seewli?“

„Hab' keine Zeit, aber noch hab' ich eine Bitt. Der Zoller ist bei dir, der Hüterbub.



Der Verräther, den wir die Stütze des Aepfers anzünden und ihn mis-
handeln sahen, hat durch den Einsturz der Mauern ein Bein verloren,
und bittet nun als Krüppel um Brod. Beide begegnen sich in einer abge-
legenen Gegend: von dem unerwarteten Anblick überrascht, lehnt sich der
Aepfer an eine Eiche, während sich der andere angstvoll in's Gebüsch zu retten
sucht. Der Enkel fordert den Onkel zur Rache auf, aber dieser hält ihn zurück
und bekämpft die aufwallende Rachsucht durch das Gebet:

Führe uns nicht in Versuchung

Kannst ihn für zwei Tage entbehren, der guten Sache wegen?"

"Natürlich, was willst?"

Und so gibt denn der Ratsherr sein anvertraut Gut seinem Freund, auf den er sich verlassen kann wie auf sich selbst und steigt wieder den Berghang hinab.

"Ich schiff' ihn noch heute nacht hinüber nach Brunnen, so wahr mir Gott helf — —."

Der Ratsherr Hermann ist im Dunkel verschwunden. Da schreitet der Flüeler dem Stall zu, wo der Franzi Foller im Heu warm und mollig liegt und schläft.

"Franz", schüttelt ihn der Bauer, "Franz!" Der schlägt verschlafen die Augen auf, schließt sie wieder und dreht sich auf die andere Seite.

"Franz", sagt da der Flüeler, gestern hast gesagt, du wolltest, die Franzosen kämen bis zu uns. Sie kommen bald. — Franz!" Da wie wenn der Blitz eingeschlagen, schießt der Knabe auf. Der Bauer lächelt:

"Halt, halt, Junge, ich bin keiner, aber — eine Aufgabe hab ich, die, eines Mannes Ehre wiegt sie auf — und du bist noch ein Knabe. Willst du's wagen.

Der Bube ist ganz munter geworden. Durch die kleine Dachlucke rieselt das Mondlicht auf die zwei. Der Knabe sieht den Brief in des Bauern Hand:

"Hab ich den irgend wohin zu tragen? Bauer, laßt mich gehen. Ich bit euch! Glaubst mir, mein Leben und mein Blut müßten sie erst nehmen, eh der Brief in Feindeshand gerät."

Der Bauer bleibt sehr ernst, aber wie Vaterstolz huscht es über sein Antlitz, als er den Jungen mit den blauen Kinderaugen, dem energischen Gesichtchen so bitten hört. — Bei Gott hätt er einen Sohn, so wie dieser müßt er sein. Einen Augenblick sich selbst und alles vergessend, faßt ihn die Vatersehnsucht. Drüben im kleinen Wydenhof liegt sein schlummernd Weib, die Dorothea, und über kurzem wird sie ihm ein Kindlein schenken, den dritten Sproß. Die zwei andern sind Mädchen und eine davon schon Braut. Geb Gott, daß das kommende ein Knabe sei. Daß ihm das werde, will er zum Kämpfen schreiten, ohne sich zu schonen, wie die Vorfahren in die Schlacht.

"Bauer", weckt ihn der Knabe aus seiner Träumerei, "seht ich bin schon angezogen, vorwärts, — sagt Bauer, wo geht es hin?"

Er wirft sein warmes Heubett an einen Haufen und schüttelt sich. Die Nachtlust fährt durch seinen Hirtenkittel und zaust seine schwarzen Ringelhaare.

"Komm, ein Stück Weges begleit ich dich und erklär dir, was du zu tun hast."

Unter dem Scheunentor zeichnete der Bauer dem Kind das Kreuzzeichen auf die Stirne "Du hast Kraft nötig und die werd dir durch Gott!"

II.

Dreimal hat die Sonne ruhig klar die Herbstnebel durchbrochen und verschleiert wieder ihre Bahn gezogen über das Alpenland. Es ist der 8. Herbstmonat. Ringsum lagert der Feind. Von Hergiswil her rücken sie heran. In den Höhen und Tiefen lagert Nidwaldens Streitmacht. In Kehrsiten und Stansstad sehen sie mit Bangen die feindlichen Schiffe. Auf dem Großächerli, dem Popper und beim Kozloch, überall müssen sie den Feind erwarten. Ratsherr Flüeler in der Wyden hat all die Zeit über Kopf und Hand voll zu tun gehabt. Auch hier in Obbürgen stehen nun Wachen. Im Pfundhaus unter der steinernen Stiege, die in den untern Keller führt, haben viele Stanser und Bewohner von Obbürgen ihr Geld und Gut vergraben. In den Schilt und in die Wolfsgrube haben sie unter Flüelers Anführung Steine geschleppt und Waffen. Bis nahe an Kehrsiten ist der Feind mit seinen Flößen, Kanonen und Schiffen gelangt. Schon glaubte er zu landen. Aber die Besatzung hat sich gut gehalten, ein Schiff mit viel Volk in den Grund gebohrt, daß die Franken wieder weiter in den See hinauszogen. Als die Sonne hinter den Pilatus sank und des Ratsherren Töchter gerade des Vaters Stuger puzten, da öffnete sich die Haustüre. Herein trat der Franzi Foller mit müdem Schritt und leuchtenden Augen. Kunigunde, die Ältere, legte den Kappen hin und ging ihm entgegen: "Franzi, bist du es. Gott sei Dank. Sag, wie stehts drunten. Hast meinen Bräutigam, den Leonz, gesehen? Ist deine Botschaft geglückt!"

"Heut um 4 Uhr sind die Schwyzer mit mir in Stans angekommen. Ihre Kommandanten haben mir gesagt, ich sei ein tapferer Junge, aber wißt ihr, das ist noch nicht's, Kunigunde und Broni, ein Held möcht' ich werden." Und der Bub schaut verlangend auf die Waffen auf dem Tisch. Da kommt der Ratsherr aus der Nebenküche mit bleichem, verstörtem Gesicht. Er achtet des Heimgekehrten nicht und sagt:

„Kunigunde, du bist Braut und Veronika, du bist ein klug verständig Mädchen. Was auch kommen mag, euch befehl ich die Mutter an. Dort im Schrank liegt die Kleinkinderwäsche und da die wollenen Tücher. Die Mutter bring ich noch heute in die Hametschwandhöhle; denn die Wehen sind im Anzug. Ihr Mädchen geht mit. Heut hab ich auch die Kresenz aus der Steckmatt dorthin gebracht und die Höhle wohnlich hergerichtet auch für den Fall, daß das Kleine kommen sollte. Besser ist es eben doch für die Mutter. — Ah und du bist da, grüß dich Gott, Fran i! Haft dich brav gehalten! Der Pater Paul hat's mir gestern Abend erzählt. Zum Lohn darfst bei mir bleiben und wenn nötig mit gegen Kehrseiten ziehen!“

„Herr Ratsherr!“
Als ging es zu einem Jubelfest klingt des Knaben Stimme, wie er blitzenden Auges den Ratsherrn ansieht.

„Vater,“ unter der Türe erscheint die Ratsherrin, „um des Kleinen willen, folg ich deinem Rat. S'ist wahr, morgen wär's vielleicht zu spät. Die Mädchen aber sollen noch da bleiben, der Wache und der Rotte im Schilt Speis und Trank zu bringen. Morgen können sie ja nachkommen.“

„Nein, Mutter, wenn du nicht an dich denkst, so müssen wir es tun. Ich geh' mit dir,“ und Veronika drückt mit bittender Geberde die Frau auf die Wandbank.

„Denk doch“, lächelt das 18 jährige Mädchen mit mütterlichen Augen die eigene Mutter an, „wenn nach so vielen Jahren — ein Büblein käme — glaubst du, wir großen Schwestern wären nicht stolz auf den Namenserb — Mutter, Mutter, dann würd' in der Wyden, so

Gott will, trotz Krieg und Streit kein ander Geschlecht sitzen die nächsten fünfzig Jahr als die Flüeler. — Schau, Mutter, wie der Vater glücklich wäre!“ Der streicht lieblosend, wie dankend über den blonden Scheitel seines Kindes und nickt seiner Frau:

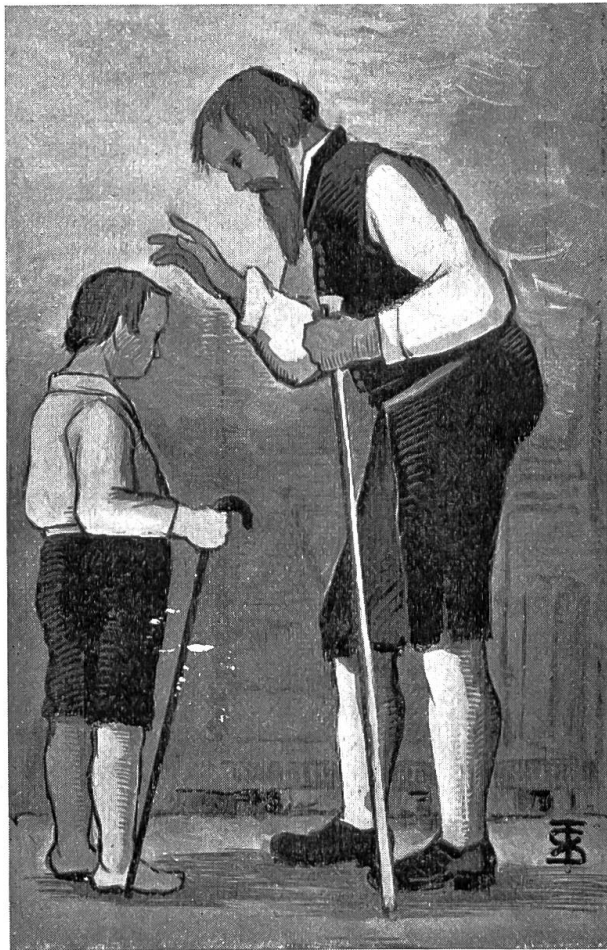
„S'ist wahr, die Hoffnung auf den Stammhalter macht mich oft die schwere Zeit vergessen. Weiß Gott, am liebsten blieb ich bei dir, Dorothe, und hielt dich geborgen hier die ganze Nacht. Aber mir ist doch, ich müßt dich fortführen, so weit ich nur kann — und ich — ich werd meinen Eid halten.“ —

„Ein Jedes ahnt, daß strenge Tage kommen, daß vielleicht morgen schon der Feind da droben haust, aber Keines spricht es aus, um nicht des andern Mut zu schmälern. Der Bauer senkt den Kopf und lehnt am Tisch mit übereinander geschlagenen Beinen. Die Frau erhebt sich mühsam und wirft das Wolltuch um ihre Schultern. Sie weiß, ihre Stunde ist gekommen. Wöhler wär's ihr, sie könnte dableiben, aber ihrem Mann wäre sie eine Kette, die ihn von der

Pflicht zurückhalten könnte. Und dann — vielleicht ist's Gefahr da droben, und es ist ihr, sie müsse fliehen,

um des erwarteten Kindes willen. Veronika faßt zwei große Körbe, füllt den einen mit Wäsche, den andern mit Speisen.

Kunigunde faßt Tücher und Decken. Sie ist ein hochgewachsen, kraftvoll Weib, mit fast männlicher Energie in den stahlblauen Augen. Am Nagel im Stübchen hängt ihr Brautkleid. Weiß hat es sein müssen. Der Vater und die Mutter haben zwar beide den Kopf geschüttelt und gebrummt, als sie vor 14 Tagen, damals



Der Bauer zeichnete dem Kind das Kreuzzeichen auf die Stirne.

als sie mit dem Leonz sich beim Pfarrer ankündigte zur Hochzeit, den Stoff von Stanz herauf gebracht. Kunigunde aber hatte beschwichtigend der Mutter Hände gestreichelt: „Mutter, sei nicht böß. Verbiest mir nicht das weiße Kleid. Brauch und Sitte ist es nicht hier herum im Lande und die Leute werden schwätzen, aber als Kind schon liebt ich das Weiß von allen Farben am meisten. Wenn ich der Herrgott wär, ich hätt' statt all der tausend Blumen nur Lilien und weiße Rosen geschaffen.“

Da hatte die Mutter nachsichtig gelächelt und der Vater gemeint:

„Meinetwegen, gekauft ist der Plunder. Aber dich dahineindenken, kann ich nicht!“

Kunigunde steht einen Augenblick vor dem Kleid und streicht die Falten zurecht. Die Mutter sieht es.

„Ja, Gundi, schön bist wohl im weißen Kleid. Aber am Montag wird jetzt so wie so nichts aus eurer Hochzeit. Wird jetzt lange gehen bis vor den Altar kannst damit. Geb' Gott, daß du es nicht mit einem schwarzen vertauschen mußt!“

„Mutter, glaubst du wirklich auch, am Schilt sei Gefahr und der Leonz könnte — — —.“

„Kind, wir sind in Gottes Hand! Morgen ist Sonntag. Da und dort sind die Unsern schon angegriffen worden. Die Feinde werden ja um den Sonntag sich auch nicht kümmern.“

„So, Mutter,“ ruft der Ratscherr in die Stube, „nun laßt uns gehen! Franzi bleib da!“ Und als hätte er sich plötzlich eines andern besonnen, wendet er sich gegen die Mädchen:

„So lange keine große Gefahr vorhanden ist, muß doch eine von euch dableiben!“

„Ich, Vater,“ sagt Kunigunde in festem Tone, „und wenn Gefahr wäre, gehör ich erst recht hieher, wo auch der Leonz ist.“

* * *

Nun ist es ganz stille geworden im Hof in der Wyden. Die Mutter wird jetzt in der Hametschwandhöhle sein mit der Veronika und der Kresenz. Morgen wird der Franzi Joller hinauf laufen, zum fragen, wie's der Frau Dorothe gehe. Und abgemacht ist worden, daß er wieder kommen soll um Mittag und bei der Zurückkunft schon von der Höhe her ein rotes Tüchlein schwenken, wenn der Herrgott einen Stammhalter geschickt, damit es der Ratscherr

schon von weitem wisse, wenn er auf der Wache steh und sich drau freuen könn! Nacht deckt die Alp. Da huscht ein Weib vom Wydenhof den kleinen Fußweg entlang gegen Fürigen. Unter einem Nußbaum steht eine kräftige Mannesgestalt, Erst zaudert die Frau.

„Gundi, bist du's, mitten in der Nacht?“

„Leonz!“ Und die beiden halten sich umschlungen. Lange sind sie dann gestanden, nicht im Schatten der Bäume, auf freiem offenem Felde, zwei hohe, zum Leben reife Gestalten. Was sie verhandelt, konnte der Nachtwind weitertragen; denn keines sprach leise. Als sie von einander gingen, da schieden sie wie Männer. Beide Hände reichten sie einander und es klang wie ein Schwur: „In Leben und Tod eins mit dem andern für unserer Väter Freiheit und Glauben!“

Und jedes zog den Weg, den es gekommen und beide trugen Glanz auf ihren Stirnen.

* * *

Noch stand die Sonne hinter den Bergen. Und das Antlitz des Tages war fahl. Da brachen von der March her die Kanonenschüsse ins Land und riefen zum Anfang des Kampfes. Auf dem See bombardierten die Franzosen gegen Stanzstad und Rehrüten auf 30 Schiffen, nebst Holzflößen. Während der Nacht waren sie von Winkel, Luzern, Kastanienbaum und Hergizwil hergekommen, der linke Flügel nach Rehrüten. Droben in der Wolfsgrube stand Ratscherr Flüeler mit Obbürgern. Rings an den Halden schossen aus dem Versteck die Scharfschützen Schrot, Hagel und Fuchsenbollen. Unten am See kämpften die Andacher und suchten das Land der Schiffe zu verhindern. Tausend Franken hatte ja Schauenburg ausgesetzt, dem ersten Schiffe, das dort landen würde. Kunigunde hatte eben in den Schilt Speise und Trank gebracht. Es ist gegen 10 Uhr. Rings im Land ein Donnern, Kollern und Feuern! Das Mädchen steht auf einer Richtung des „Tritt“ mit gefalteten Händen, spähenden Augen und betenden Lippen. Da kommt einer gelaufen:

„Gundi helfst! Sie haben gelandet und steigen den Berg empor, aber jeder Schritt, den sie erobern, kostet sie zehn Mann! Wohl mit 2 mal 60 Verwundeten sind sie gegen Luzern gefahren!“

Das Mädchen hört nicht's mehr. Es stürzt hinab der Wolfsgrube zu. Dort in der Tiefe

kämpft der Vater, und ihr Leonz schleudert Steine gegen die heranstürmenden Feinde. Da faßt sie ein fester Mannesarm:

„Gundi, was packt dich an? Zurück, die Franzosen sind uns auf den Fersen. Dort kommt der Vater. Es gilt Obbürgen zu schützen. Auch die Scharfschützen und Artilleristen ziehen sich hinauf an die Halde.

„Leonz, denk an unsern Schwur von gestern Abend und gib mir eine Waffe!

„Ja, Mädchen, viel zu retten gibt es nicht mehr,“ sagt der Mann im steigenden Fliehen.

„Aber sterben können wir zusammen, hörst du, Leonz — als Mann und Frau.“ — Und

Kings brennen die Höfe und Ställe im obern, untern und mittleren Schilt. Auf den Feldern liegen tote Kinder, sterbende Frauen, zerstückte Männer. Da zieht ein Trupp mit lodernden Scheitern gegen das Pfundhaus. Der alte Kaplan ist eben aus dem Kirchlein zurückgekehrt; denn die alten Mütterchen, die mit ihm den ganzen Morgen gebetet, sind in die Wälder geflohen. Erblichend sieht er die roten durchs Fenster und flieht gegen den Wydenhof. Dort trifft er den Leonz Hermann, die Kunigunde und den Ratsherr Flüeler sich zur Flucht bereitend. Sie hatten mächlich gekämpft, bis sie fliehen mußten, um die Frauen in Obbürgen zur Rettung zu



Flüeler wußt sich ihm vor die Füße etc.

mit leuchtenden Augen schaut sie in sein Antlitz. Da reicht er ihr fest die Hand und ladet dem Mädchen den Stutzer, den er einem Gefallenen abgenommen hatte. So schreiten sie weiter. Auf dem Schilt knien die beiden ins Dickicht und spähen auf die Halde herab. Dort ein Franzosentrupp. Ein Feuer zischt aus der Höhe und überfollernd schlagen zwei der roten Gesellen den Berghang hinunter. Erst fährt ein Zittern durch das Mädchen, dann faßt sie eine neue Patrone, beißt den Stöpsel ab und ladet selbst ihr Gewehr. —

*

Durch die Herbstnebel bricht die Mittagssonne. Im Fürigenhof lagern die Franzosen.

mahnen. Kunigunde und der Vater warteten noch, keines gestand es zwar dem andern ein, auf Franzi Zoller, der heute früh in die Hametschwandhöhle gelaufen war, um Nachricht zu holen.

Wie aber der Ratsherr hört, daß die Franzosen schon gegen das Kapellchen ziehen, faßt er wortlos den Beutel mit seinem Geld und stürmt ohne Waffe dem Kirchlein zu: „Franzosen, haltet ein,“ ruft er schon von Ferne und schwenkt seinen Beutel, „nehmt mein Geld und Blut, nur läßt das Gotteshaus verschont!“ Erst stutzt die Kohorte. Sie verstehen zwar des Mannes Worte nicht alle, aber doch deren Sinn. Da hebt einer

die Fackel und schreitet gegen die offene Holztür. Flüeler wirft sich ihm vor die Füße, hebt beschwörend die Hände mit dem Beutel hoch. Da treten die Soldaten näher. Einer greift nach dem Geldsack und öffnet ihn. Gutes, altes Gold ist darin, dem Flüeler sein Vermögen. Und während sie in fremder Sprache verhandeln und feilschen, kniet der Mann noch immer und betet, daß Gott die Feinde lenke, fortlenke vom Heiligtume.

„Dummes Hund!“ stößt ihn einer mit dem Fuß. Roh kreischend und lärmend biegen sie, ohne nur einen Schritt in die Kapelle getan zu haben, gegen Süden in die untern Höfe zu neuem Brand und neuem Mord.

Flüeler aber kniet noch immer fast wie betäubt und starrt lange vor sich hin. Auch das Pfundhaus brennt, ausgeplündert und verlassen.

„Vater, kommt,“ sagt da eine Frauenstimme. Flüeler hebt den Kopf. Kunigunde steht vor ihm, im weißen Brautkleid und einen Kranz von weißen Rosen aus dem Garten auf den in der Hitze des Kampfes aufgelösten schwarzen Flechten. Schön, fast wie die Muttergottes, ist sie.

„Komm, Vater. Eben kam Nachricht, auch von Stanz rücken sie heran, eine wüste Schar, betrunken und fähig zu allem. Hörst du's schießen dort drüben von Westen? Erschrick nicht ob meinem Kleide. Der Kaplan gibt uns zusammen, da wir ja schon beim Pfarrer waren. Er ist schon im Kapellchen. Rasch, Vater, rasch. Sei unser Zeuge vor dem allmächtigen Gott. Sterben wollen wir als Mann und Frau. So haben wir geschworen, gestern Abend, als du auf der Wache warst.“

Sie zieht ihn in das Kirchlein hinein. Wortlos folgt ihr der Vater. Ihr aller Leben ist ja so wie so verwirrt, warum den Jungen nicht den Willen tun? Und mit zitternder Stimme gibt der greise Kaplan die beiden zusammen auf Leben und Tod. Mit strahlenden Augen schauen sich die beiden jungen Menschen an, stolz ein jedes auf das andere, jungfräulich verbunden zum Kampf. — —

Und draußen tobt die Hölle, wütet das Schwert und erntet der Tod. Die Uepler wehren sich noch immer gegen die anstürmenden Feinde, die nun auch wilder und schwärzer vom eingenommenen Stanz und Stanzstad heranrücken, be-
rauscht und bar der Menschlichkeit. — —

Auf der Höhe schreitet ein Knabe vorsichtig

duckend, im Waldesdickicht dahin. Wie ein Eichhörnchen sprungsicher und zielvoll klettert er hin und wieder auf eine Tanne und hält Umschau gegen Obbürgen hin. Hoch lehnt er sich am Kronspitz haltend in die Luft hinaus.

„Hoiabohuu!“ Faucht er wirbelnd in die Luft hinaus. Was gilt ihm der Feind, was gilt ihm der Tod! Er sieht die Scharen, wie sie heranrücken. Noch 60 Schritte sind sie vom Kapellchen. Er steigt den Baum, wie eine Katze, hinab. Rasch in die Wyden will er noch, ehe der Feind zum Kirchlein kommt und mitkämpfen, mitfallen! Vorsichtig schleicht er vorwärts. Wieder steigt er auf einen Baum. „Heiliger Antonius,“ flüstert der Knabe und vergißt vor Schrecken sein Mäulchen zu schließen:

„Was gibt es dort? Der Ratsherr?“ — Wie in die Nester gebannt, starrt das Kind zur Kapelle nieder und hört den Lärm und das Geschrei, das Pfeifen und Fauchen der Kugeln. Vor der Kapelle aber steht der Ratsherr Josef Franz Flüeler. Und zum zweiten Mal geht er furchtlos, waffenlos vor die beutegierig herumwogende Schar

„Um Christi Barmherzigkeit schonet dies Haus,“ ruft er mit markiger Stimme. Wieder hält er ihnen einen Beutel hin, das Geld des Kaplans, dem Kundigunde und Leonz durch das Kirchenfenster zur Flucht verholken. Flüeler kniet vor der rohen Kohorte. Von der Höhe aber stürmen sie im Hirtenhemd mit einer Kanone daher und stellen sie nahe der Kapellentüre auf. Da entreißen die betrunkenen Feinde dem Ratsherrn mit wieherndem Lachen den Beutel, werfen einen Strick um seinen Körper, vertreiben die kämpfenden Hirten und fesseln den Ratsherrn an den Türpfosten. Plötzlich, man weiß nicht wie, tritt eine hohe Frau im weißem Gewand aus der Kapellentür. Einen Augenblick staunt das Gesindel und zuckt verblüfft zurück. Hinter dem Weib aber hebt einer den Stutzen zum Schuß bereit. Ein Heulen und Rasen! Ein wogendes Waffenklingen. Kunigunde steht neben dem Hebel der Kanone. Wohl zwanzig Fäuste greifen nach ihr; denn „verflucht schön ist das Weib!“ sagt einer. Da hebt sie die Hand und faßt den Hebel — ein Dröhnen — weithin — und vor der Mündung kollern und röcheln sie zu Boden. Im gleichen Augenblick zuckt ein Messer auf und dringt in Kunigundens Brust. Leonz faßt sein sterbend Weib. Eine Kugel



zerschmettert seine Stirne und Aug an Aug, Mund an Mund, Brust an Brust sinken sie — im Tode ein. Ringsum ein Donnern und Blitzen und wütendes Schlachtengeheul. — — —

Hoch oben von seinem Baum aus sieht das alles Franzi Joller. Er kann nicht weiter; denn ringsum sind Scharen von Feinden. Und dort sieht er recht, dort, an der Kirchentüre — lehnt der Ratsherr. Warum bewegt er sich nicht? Die Feinde rücken weiter, gegen den Wydenhof — Hilf Himmel, der Ratsherr ist angebunden, den — und aus dem Kapellendach schlägt das Feuer, qualmt der Rauch. Da öffnet der Ratsherr die Augen.

Er muß betäubt gewesen sein, eine Zeitlang, vom schweren Schlag, den ihm ein Franzose versetzt. Oben am Dachstuhl züngelt die Flamme. Er versucht sich loszuwinden. Rings Qualm und Rauch. Auf leisen knisternden Füßen tänzelt das Feuer. Er zerrt und reißt und ringt; die Stirnader ist blau. Aber die Stricke sind wie Eisenbände. Da kommt der Wind und treibt den Rauch auf die andere Seite. Zehn Schritte vor ihm liegen Kunigunde und Leonz eng umschlungen inmitten toter Franzosen. Und an den Höhen rings ein Kämpfen und Wogen. Und über das Kapellendach züngelt die Flamme nach ihm. Den Ratsherr schaudert's. Er schließt die Augen und flüstert: „Dorothe!“ Er weiß, es ist sein letzte Stunde. Seine ganzes Leben zieht klar und scharf gemeißelt an seinen Augen vorüber bis zuletzt, da er sein Weib fortgeleitet und sich in den Kampf gestürzt. Es ist ganz still geworden in ihm. Nicht einmal nach seinem Weib hat er Verlangen, nur wissen möcht' er, wie's ihr gegangen, ob sie unverfehrt — und da lodert es wieder in ihm empor, stark, mächtig, gewaltig. Ist er doch der letzte Flüeler vom Wydenhof, angefeilt zwischen rauchenden Balken, dem Tode verfallen. Und die ganze Sehnsucht nach dem Stammhalter wühlt wieder seine Brust auf und gährt in seinen Augen, so wie seit Jahren. — Ratsherr Flüeler seufzt tief auf. Dort — seine Älteste, erst noch blühend wie im Mai der junge Tag — und jetzt ermordet — und der jüngste Sproß? — Den Franzi Foller werden die Soldaten erwischt haben. — Armes, gutes Kind! — Gott segne dich. — Da — der Ratsherr hebt das Haupt. — War das nicht des Knaben Stimme, so wie er auf der Alp zu jodeln pflegte!

„Hoiahoihoiohoo — hoiohoo!“

Und durch den hin und her wehenden Rauch und trotz den näher und näher schleichenden

Flammen, spannt der Ratsherr seinen Blick in die Höhe. — Was ist dort? Ueber des Ratsherren Haupt flammert sich die erste Flamme am Rückenpfosten. Er spürt und merkt es nicht. Seine Augen sind zur Höhe gerichtet mit leuchtendem Blick. —

Dort droben — am äußersten Wipfel der Jahrhunderte alten Schartentanne, von wo man das ganze Land vom Morgen bis in die Gegend des Abends mit einem einzigen, weiten Blick umfassen kann, dort flattert im Abendschein — Ratsherr — Flüeler — Vater, weist du, was das bedeutet? — dort weht das rote Tüchlein! Und dem Ratsherrn ist es das Zeichen des Sieges. Ueber die Felder des Todes schwingt sich wie des Alphorn Klang eines Knaben Stimme:

„Hoiahohu — hoihohu!“

Ueber des Ratsherren Haupt lecken die Flammen.

Er aber sammelt seines sterbenden Körpers letzte Riesenkraft, um Rauch und Qualm zu durchbrechen. Der Windstrom ist barmherzig und trägt zu dem sich und alles vergessenden Knaben im Tannengeäst seines Meisters verhallendes Sterbgebet:

„Gott, du Barmherziger! Dank sei dir um des Knaben willen, den du mir geschenkt hast.“ Schmetternd dröhnt es in die Luft hinaus. In seinen Augen quillt der Tränenstrom, den des Feuers Schmerz und der Erfüllung Freude geboren.

Schon halb versagend, halb erstickt hebt der sterbende Ratsherr seine Stimme noch einmal zu dem im versteckten Tannenfirnst winkenden Knaben:

Hoiä, hoiä hohoo!“ Und bei diesem letzten Klang, hat das stürzende Kirchlein den brennenden Helden barmherzig begraben.

